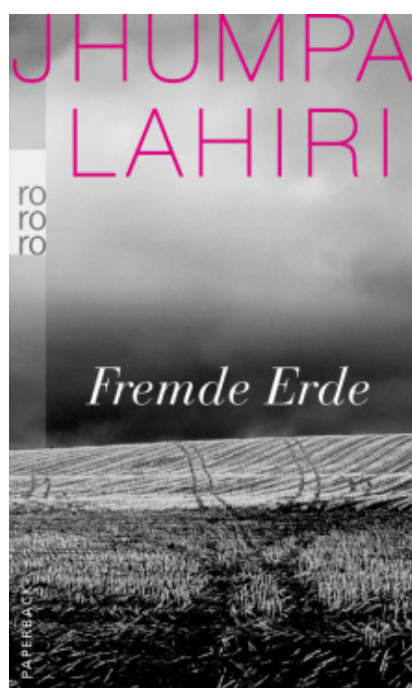


Leseprobe aus:

Jhumpa Lahiri

Fremde Erde



Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf rowohlt.de.

Fremde Erde

Nach dem Tod ihrer Mutter gab Rumas Vater seine Stellung bei dem Pharmakonzern auf, für den er jahrzehntelang gearbeitet hatte, und begann durch Europa zu reisen, einen Kontinent, den er vorher nie gesehen hatte. Im vergangenen Jahr war er in Frankreich und Holland gewesen und vor kurzem in Italien. Es waren Pauschalreisen, bei denen man mit fremden Leuten zusammen im Bus durch die Gegend fuhr und jede Mahlzeit, jedes Museum und jedes Hotel vorab arrangiert worden war. Er blieb dann zwei, drei, manchmal auch vier Wochen fort. In dieser Zeit hörte Ruma nichts von ihm. Sie hängte jedes Mal einen Ausdruck seines Flugplans mit einem Magneten an die Kühlschrankschranktür und sah sich an den Tagen, an denen er fliegen sollte, die Nachrichten an, um sich zu vergewissern, dass nirgendwo auf der Welt ein Flugzeug abgestürzt war.

Ab und zu kam in Seattle, wo Ruma mit Adam und ihrem gemeinsamen Sohn Akash lebte, eine Ansichtskarte an. Darauf waren Kirchenfassaden, steinerne Brunnen, belebte Plätze und Terrakotta-Dächer im war-

men Licht der Spätnachmittagssonne zu sehen. Rumas einziger Ausflug nach Europa, ein einmonatiger Euro-Rail-Urlaub mit zwei Freundinnen nach dem College, lag fast fünfzehn Jahre zurück; das Geld dafür hatte sie sich von ihrem Gehalt als Anwaltsgehilfin zusammengespart. Sie hatte in schäbigen Pensionen übernachtet und nichts gekauft außer Varianten derselben Ansichtskarten, die ihr Vater jetzt schickte, eine Genügsamkeit, die für sie damals ungewohnt war. Ihr Vater schrieb knappe, unpersönliche Berichte darüber, was er gesehen und gemacht hatte: «Gestern die Uffizien. Heute Spaziergang ans andere Arno-Ufer. Morgen steht ein Ausflug nach Siena auf dem Programm.» Manchmal folgte noch ein Satz über das Wetter. Aber man spürte nie, dass ihr Vater sich wirklich an diesen Orten aufhielt. Ruma fühlte sich an die Telegramme erinnert, die ihre Eltern vor langer Zeit an die Verwandtschaft geschickt hatten, wenn sie in Kalkutta gewesen und wohlbehalten wieder in Pennsylvania gelandet waren.

Diese Ansichtskarten waren die erste Post, die Ruma von ihrem Vater bekam. In den achtunddreißig Jahren ihres Lebens hatte er vorher nie einen Grund gehabt, ihr zu schreiben. Es war eine einseitige Korrespondenz; seine Reisen waren so kurz, dass Ruma keine Zeit blieb, ihm zurückzuschreiben, und außerdem hätte er dort auch gar keine Post empfangen können. Ihr Vater hatte eine kleine, präzise, leicht feminine Handschrift; bei ihrer Mutter waren Groß- und Kleinbuchstaben durcheinandergesungen, als hätte sie von jedem Buchstaben nur eine Version gelernt. Die Karten waren an Ruma adressiert, ihr Vater setzte nie Adams Namen dazu, und auch Akash erwähnte er

nicht. Nur ganz am Ende ließ er erkennen, dass eine persönliche Beziehung zwischen ihnen bestand. «Seid glücklich, liebe Grüße, Baba», schloss er, als wäre das Glück so einfach zu erlangen.

Im August wollte ihr Vater wieder verreisen, diesmal nach Prag. Aber vorher würde er Ruma für eine Woche besuchen und sich das Haus ansehen, das sie und Adam an der Eastside von Seattle gekauft hatten. Im Frühjahr waren sie wegen Adams neuem Job von Brooklyn hierhergezogen. Ihr Vater hatte diesen Besuch selbst vorgeschlagen und Ruma mit seinem Anruf überrascht, als sie in ihrer neuen Küche gerade das Abendessen kochte. Nach dem Tod ihrer Mutter hatte sich Ruma verpflichtet gefühlt, jeden Abend mit ihrem Vater zu sprechen und ihn zu fragen, wie sein Tag verlaufen war. Jetzt waren die Anrufe seltener geworden, meist einmal die Woche am Sonntagnachmittag. «Du bist hier immer willkommen, Baba», hatte sie am Telefon zu ihrem Vater gesagt. «Du weißt, dass du nicht zu fragen brauchst.» Ihre Mutter hätte nicht gefragt. «Wir kommen im Juli zu dir», hätte sie Ruma mitgeteilt und die Flugtickets schon in der Hand gehalten. Es gab eine Zeit in Rumas Leben, in der sie diese Anmaßung wütend gemacht hätte. Jetzt sehnte sie sich danach zurück.

Adam würde in der fraglichen Woche wieder mal geschäftlich unterwegs sein. Er arbeitete bei einem Hedgefonds und war seit dem Umzug noch keine zwei Wochen am Stück zu Hause gewesen. Sie konnte ihn bei diesen Reisen auch nicht begleiten. Er fuhr nie an irgendwelche interessanten Orte, sondern meist in Städte im Nordwesten oder in Kanada, wo es für sie und Akash nichts Besonderes zu tun gab. Adam versicherte ihr, dass

die Reisen in ein paar Monaten weniger werden würden. Er lasse Ruma nicht gern so oft mit Akash allein, sagte er, zumal jetzt, wo sie wieder schwanger war. Er redete ihr zu, einen Babysitter zu engagieren, der gern auch bei ihnen wohnen könnte, wenn ihr das eine Hilfe wäre. Doch Ruma kannte niemanden in Seattle, und es machte ihr mehr Angst, in einer fremden Stadt eine Kinderbetreuung zu suchen, als sich selbst um Akash zu kümmern. Es war ja nur für diesen einen Sommer – im September würde Akash in die Vorschule kommen. Außerdem ging Ruma nicht arbeiten und fand es daher nicht gerechtfertigt, für etwas zu bezahlen, das sie in ihrer neugewonnenen Freiheit selbst tun konnte.

In New York hatte sie nach Akashes Geburt mit ihrer Anwaltskanzlei eine Teilzeitbeschäftigung ausgehandelt, war donnerstags und freitags zu Hause in Park Slope geblieben und hatte diese Regelung ideal gefunden. In der Kanzlei hatte man sich zunächst tolerant gezeigt, aber es war dennoch nicht einfach gewesen, mit dem Tod ihrer Mutter fertigzuwerden, als gerade ein wichtiger Fall zur Verhandlung anstand. Ihre Mutter war auf dem Operationstisch an Herzversagen gestorben; die Narkose für eine routinemäßige Gallenoperation hatte einen anaphylaktischen Schock ausgelöst.

Nach den zwei Wochen Urlaub wegen des Todes ihrer Mutter sah Ruma sich außerstande, wieder zur Arbeit zu gehen. Es erschien ihr lächerlich, sich um die Zukunft ihrer Mandanten zu kümmern, Testamente für sie aufzusetzen und die Refinanzierung ihrer Hypotheken zu organisieren; sie wollte nur noch bei Akash zu Hause sein, nicht nur donnerstags und freitags, sondern jeden Tag. Und dann ergab sich für Adam wie

durch ein Wunder ein neuer Job mit einem so großzügigen Gehalt, dass sie kündigen konnte. Ihr Tätigkeitsfeld war jetzt zu Hause: Sie sah die Kataloge durch, die stapelweise mit der Post kamen, markierte sie mit gelben Zetteln, bestellte Bettwäsche mit Drachenumuster für Akashs Zimmer.

«Das passt wunderbar», sagte Adam, als Ruma ihm erzählte, dass ihr Vater zu Besuch kommen wollte. «Er kann dir zur Hand gehen, während ich weg bin.» Aber Ruma war anderer Meinung. Ihre Mutter wäre ihr eine Hilfe gewesen; sie hätte das Regiment in der Küche übernommen, Akash Lieder vorgesungen, ihm bengalische Kinderreime beigebracht und immer neue Wäscheladungen in die Maschine gestopft. Ruma war noch nie eine Woche lang mit ihrem Vater allein gewesen. Wenn ihre Eltern nach Akashs Geburt in Brooklyn zu Besuch waren, hatte sich ihr Vater im Wohnzimmer in einem Sessel niedergelassen, in aller Ruhe die *Times* durchgeblättert und ab und zu das Baby am Kinn gekitzelt – so als würde er nur darauf warten, dass die Zeit verging.

Jetzt lebte ihr Vater allein und kochte sich sein Essen selbst. Wenn sie miteinander telefonierten, konnte sie sich seine Umgebung nicht vorstellen. Er war in eine Zweizimmer-Eigentumswohnung gezogen, in einer Gegend von Pennsylvania, die Ruma nicht gut kannte. Er hatte sich von vielen Dingen getrennt und das Haus verkauft, in dem Ruma und ihr jüngerer Bruder Romi ihre Kindheit verbracht hatten. Das teilte er ihnen jedoch erst mit, als der Kaufvertrag bereits abgeschlossen war. Romi machte das nichts aus, er lebte schon seit zwei Jahren in Neuseeland, wo er im Team eines deutschen Dokumentarfilmers arbeitete. Ruma wusste,

dass das Haus, das ihre Mutter eingerichtet hatte, wo sie gern im Bett gelegen und Kreuzworträtsel gelöst hatte, wo sie am Herd gestanden und gekocht hatte, für ihren Vater jetzt zu groß war. Trotzdem war die Nachricht ein Schock für sie gewesen; damit war ihre Mutter nach der Operation ein zweites Mal ausgelöscht.

Sie wusste auch, dass ihr Vater keine Betreuung brauchte, und trotzdem hatte sie deswegen ein schlechtes Gewissen; in Indien wäre er selbstverständlich bei ihr eingezogen. Ihr Vater hatte nie von dieser Möglichkeit gesprochen, und nach dem Tod ihrer Mutter wäre es nicht gegangen – ihre alte Wohnung war zu klein. Doch in Seattle gab es Zimmer genug, Zimmer, die ohne Sinn und Zweck leer standen.

Ruma fürchtete, ihr Vater könne eine weitere Verpflichtung für sie bedeuten, zusätzliche Anforderungen an sie stellen und ständig um sie herum sein, was sie jetzt nicht mehr gewohnt war. Das wäre das Ende ihrer eigenen Familie: sie, Adam, Akash und das zweite Kind, das im Januar kommen würde. Sie konnte sich nicht vorstellen, so für ihren Vater zu sorgen wie ihre Mutter, ihm die Mahlzeiten zu servieren, die ihre Mutter früher gekocht hatte. Aber noch schlimmer war es für sie, ihm keinen Platz in ihrem Haus anzubieten. Adam konnte dieses Dilemma nicht verstehen. Wann immer sie das Thema anschnitt, wies er nur auf das hin, was ohnehin klar war – dass sie bereits für ein Kind zu sorgen hatte und ein zweites unterwegs war. Er sagte, ihr Vater sei für sein Alter bei guter Gesundheit und glücklich dort, wo er sei. Andererseits hatte er nichts dagegen, dass ihr Vater bei ihnen einzog. Das war nett und großzügig gemeint, ein Beispiel dafür, warum sie ihn liebte, und doch

machte es ihr zu schaffen. War ihm denn alles egal? Natürlich wollte er ihr helfen, aber sie spürte auch, dass sich seine Geduld allmählich erschöpfte. Adam hatte ihr erlaubt, nicht mehr arbeiten zu gehen, hatte viel Geld für ein schönes Haus ausgegeben, sich auf ein zweites Baby eingelassen – er tat alles, um Ruma glücklich zu machen. Aber sie konnte nichts glücklich machen; auch das hatte er kürzlich in einem Gespräch deutlich gesagt.

Wie befreiend es war, nunmehr allein zu reisen und nur einen einzigen Koffer aufzugeben. Er war nie im Nordwesten an der Pazifikküste gewesen, hatte nie die überwältigende Weite seiner Wahlheimat ermes- sen. Nur ein Mal war er bisher quer über Amerika geflogen, als seine Frau einen Flug nach Kalkutta mit Royal Thai Airlines über Los Angeles statt wie sonst über die östliche Route gebucht hatte. Die Reise hatte sich endlos hingezogen, vier Plätze, das wusste er noch, ganz hinten im Flugzeug bei den Rauchern. Beim Zwischenstopp in Bangkok brachte keiner die Energie auf, irgendwelche Sehenswürdigkeiten zu besichtigen; stattdessen schliefen sie alle in dem Vertragshotel der Fluggesellschaft. Seine Frau, die vor allem auf den Schwimmenden Markt gespannt gewesen war, verschlief sogar das Abendessen, denn er erinnerte sich an eine Mahlzeit im Hotel allein mit Romi und Ruma, auf einer Sonnenterrasse mit Blick auf den Garten. Dort hatte er die am schärfsten gewürzten Gerichte seines Lebens gegessen, während um die Köpfe seiner Kinder wütende Moskitos schwirrten. Die Reisen nach Indien waren immer ein Abenteuer gewesen, egal auf welcher Route, und

er erinnerte sich noch gut, welche Sorgen sie ihm bereitet hatten – so viele Koffer zu packen und zum Flughafen zu transportieren, alle Unterlagen parat zu haben und dafür zu sorgen, dass seine Familie die vielen tausend Meilen wohlbehalten überstand. Aber seine Frau hatte für diese Reisen gelebt, und bis zum Tod seiner Eltern hatte auch er zum Teil dafür gelebt. Also waren sie gefahren, trotz der Kosten, trotz der Traurigkeit und Scham, die er bei jeder Rückkehr nach Kalkutta empfand, und trotz der Tatsache, dass seine Kinder, je älter sie wurden, immer weniger nach Indien wollten.

Vor dem Fenster sah er eine Wolkenbank, die sich dahinzog wie ein meilenweites, dichtes Schneefeld, über das man hätte wandern können. Der Anblick erfüllte ihn mit innerem Frieden; jetzt war es sein Leben, er konnte tun und lassen, was er wollte, die Verantwortung für seine Familie war verschwunden, wie neben der ungehinderten Aussicht auf die Wolken alles andere verschwand. Die Reisen nach Indien hatten zu seinem Leben dazugehört, und so war es auch bei allen seinen indischen Freunden in Amerika gewesen. Mrs. Bagchi bildete eine Ausnahme. Sie hatte eine Jugendliebe geheiratet, aber der junge Mann war nach zweijähriger Ehe bei einem Unfall mit dem Motorroller umgekommen. Mit sechsundzwanzig zog sie nach Amerika, weil sie wusste, dass ihre Eltern sie sonst wieder hätten verheiraten wollen. Sie wohnte auf Long Island; eine alleinstehende indische Frau war etwas Ungewöhnliches. Sie hatte in Statistik promoviert, seit den siebziger Jahren an der Stony Brook University gelehrt und war in über dreißig Jahren nur zur Beerdigung ihrer Eltern nach Kalkutta zurückgekehrt. Sie hieß Meenakshi, und

obwohl er sie jetzt mit diesem Namen ansprach, nannte er sie in Gedanken weiterhin Mrs. Bagchi.

Als die zwei einzigen Bengalen in der Reisegruppe waren sie natürlich ins Gespräch gekommen. Dann nahmen sie ihre Mahlzeiten gemeinsam ein und saßen im Bus nebeneinander. Aufgrund ihres Aussehens und ihrer gemeinsamen Sprache hielt man sie irrtümlich für Mann und Frau. Anfangs waren keine romantischen Gefühle im Spiel gewesen; an einer neuen Liebschaft hatten sie beide kein Interesse. Er war gern mit Mrs. Bagchi zusammen und wusste, nach ein paar Wochen würde sie in ein anderes Flugzeug steigen und dann verschwunden sein. Doch nach Italien dachte er häufiger an sie, freute sich auf ihre E-Mails und schaute fünf oder sechs Mal am Tag in seine Mailbox. Er hatte ihren Wohnort auf MapQuest gesucht, um sich auszurechnen, wie lange die Autofahrt zu ihr dauern würde, obwohl sie abgemacht hatten, sich vorläufig nur im Ausland zu sehen. Ein Teil des Wegs war ihm vertraut, die Strecke war er früher mit seiner Frau gefahren, wenn sie Ruma in Brooklyn besuchten.

Bald würde er Mrs. Bagchi wiedersehen, in Prag; dieses Mal waren sie übereingekommen, sich ein Zimmer zu teilen, und für den Winter hatten sie eine Kreuzfahrt im Golf von Mexiko ins Auge gefasst. Sie wollte auf keinen Fall wieder heiraten oder die Wohnung mit einem anderen Mann teilen, und diese Bedingungen verliehen ihrer Gesellschaft umso größeren Reiz. Er schloss die Augen und dachte an ihr Gesicht, das noch immer voll war, obwohl er sie auf fast sechzig Jahre schätzte, nur fünf oder sechs Jahre jünger als seine Frau. Sie trug westliche Kleidung, Strickjacken

und bequeme schwarze Hosen, und steckte ihr dickes schwarzes Haar zu einem Knoten auf. Am anziehendsten fand er ihre klangvolle Stimme; Mrs. Bagchi wog ihre Worte immer sorgsam ab, als könne sie nur eine bestimmte Zahl von Äußerungen pro Tag von sich geben. Vielleicht weil sie keine großen Erwartungen hatte, zeigte er sich ihr gegenüber großzügig und so aufmerksam, wie er es während seiner Ehe nie gewesen war. In Amsterdam hatte er sie nach der Besichtigung des Anne-Frank-Hauses zum ersten Mal ganz schüchtern gebeten, vor einem Kanal für ein Foto zu posieren.

Ruma hatte angeboten, zum Flughafen zu fahren und ihren Vater abzuholen, doch er wollte unbedingt ein Auto mieten und der Wegbeschreibung aus dem Internet folgen. Als sie das Knirschen von Autoreifen auf der Kies-Einfahrt hörte, sammelte sie die verstreuten Spielsachen vom Wohnzimmerboden auf, verstaute die Plastiktiere und klappte die Bücher zu, die Akash immer auf seinen Lieblingsseiten aufgeschlagen herumliegen ließ. «Mach den Fernseher aus, mein Schatz, rief sie ihm dann zu. «Du sollst nicht so nah vor dem Bildschirm sitzen. Komm, Dadu ist da.»

Akash rührte sich nicht vom Fußboden, wo er auf dem Bauch lag, das Kinn in die Hände gestützt. Er war eine perfekte Synthese von Ruma und Adam – das lockige Haar, das sie noch nie abgeschnitten hatten, und die Haut hatten einen warmen Goldton, auch der zarte Flaum an seinen Beinen war goldgelb und ließ Ruma an einen kleinen Löwen denken. Selbst sein Gesicht mit den schrägstehenden, schmalen grünen Au-

gen hatte eine entfernte Ähnlichkeit mit einem Löwen. Obwohl er erst drei Jahre alt war, spürte sie manchmal schon den Widerstand, die mächtige Barriere, die sich vermutlich mit der Pubertät aufbauen würde. Nach dem Umzug war er schwierig geworden. Das lag natürlich an der neuen Umgebung, ihrer eigenen Matrigkeit und Adams häufiger Abwesenheit. Es kam vor, dass Akash sich aus heiterem Himmel auf den Boden warf, und dann erschien ihr dieser Körper, der in ihrem Leib herangewachsen war, vollkommen fremd und feindselig. Ein andermal wieder klammerte er sich an sie und wollte unbedingt auf den Arm genommen werden, während sie versuchte, Essen zu kochen.

Obwohl sie ihm noch nichts von dem Baby gesagt hatte, war sie überzeugt, dass er etwas ahnte und sich schon jetzt verdrängt fühlte. Auch sie hatte sich verändert – sie war ungeduldiger geworden und sagte schneller nein, statt ihm gut zuzureden. Auf so viel Arbeit, so viel Einsamkeit war sie nicht gefasst gewesen. Es gab Vormittage, an denen sie sich am liebsten einfach angezogen hätte und zur Tür hinausgegangen wäre, wie Adam. Sie konnte nicht begreifen, wie ihre Mutter das geschafft hatte. In ihrer Jugend war ihr das Beispiel ihrer Mutter – der Heirat wegen in die Fremde zu ziehen, sich nur um Kinder und den Haushalt zu kümmern – eine Warnung gewesen, ein Weg, den es zu vermeiden galt. Und doch sah Rumas Leben jetzt genauso aus.

Sie ging quer durchs Wohnzimmer und stellte den Fernseher aus. «Antworte mir, wenn ich mit dir spreche, Akash. Steh auf, wir wollen gehen.»

Der Anblick des Mietwagens ihres Vaters, eines braunen Kleinwagens, verstörte sie; er war eine erneute Be-

stätigung, dass sie an einer anderen Küste lebte, Tausende von Meilen entfernt von dem Ort, an dem sie aufgewachsen war. Hier kannten ihre Eltern niemanden, und bis zum heutigen Tag hatten weder ihr Vater noch ihre Mutter einen Fuß hierhin gesetzt. Die Beziehung, die ihre Familie zu Amerika gefunden hatte, der bengalische Freundeskreis ihrer Eltern in Pennsylvania und New Jersey, die Firma ihres Vaters, die Schulen, die Ruma und Romi besucht hatten – das alles existierte hier nicht. Sie hatte ihren Vater seit sieben Monaten nicht mehr gesehen. Über dem Verkauf und der Räumung ihrer alten Wohnung, dem Umzug und dem Einleben im neuen Haus sowie den verschiedenen Reisen ihres Vaters war mehr als ein halbes Jahr vergangen.

Akash stand auf und trottete hinter ihr her. Gemeinsam schauten sie zu, wie ihr Vater den Kofferraum des Wagens öffnete und einen kleinen schwarzen Rollkoffer herausholte. Er trug eine Baseballkappe, auf der POMPEJI stand, eine braune Baumwollhose, ein himmelblaues Polohemd und weiße Turnschuhe aus Leder. Sie staunte, wie sehr er auf seine alten Tage einem Amerikaner glich. Mit seinen grauen Haaren und der hellen Haut hätte er praktisch von überall her stammen können. Dagegen wäre ihre Mutter mit ihren grellbunten Saris, dem daumennagelgroßen rotbraunen Bindi und ihrem Schmuck in dieser feuchten nördlichen Landschaft sofort aufgefallen.

Erst zog er den Koffer die Einfahrt entlang, doch der wollte auf dem Kies nicht rollen, darum hob er ihn am Griff hoch und ging über den Rasen zum Haus. Sie sah, welche Mühe ihn das kostete, und wünschte, Adam wäre hier, um zu helfen.